

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2011 [*Andrea Herrmann*]
- S.7 Urlaubserinnerungen [*Angelika Schranz*]
- S.10 Der Nachtfalke [*Karl Harshbarger*]
- S.12 Blau [*Robert Scheer*]
- S.14 Fahrt nach Polen (2/2) [*Karl Farr*]
- S.17 Der Bettler [*Thilo Bachmann*]
- S.18 Die ängstliche Frau [*Bastian Wilke*]
- S.20 Die Witwe mit ihrem Hündchen [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.22 Winterlied [*Manfred Kern*]
- S.23 Attention [*Arno Peters*]
- S.24 Rezension: „Wildwechselzeit“ von Norber Sternmut [*Andrea Herrmann*]
- S.25 Rezension: „Knall auf Fall allein – Vom Verlassensein“ von Jürgen Ludwig und Julia Schunk (Herausgeber) [*Andrea Herrmann*]
- S.26 Rezension: „Bruderfeindschaft“ von Inga Agneta Matusall [*A. Herrmann*]
- S.27 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieser Frühling war so sonnig, dass er schon fast eintönig wurde. Jedenfalls bei uns in Deutschland. Passend zum Wetter wird in diesem Heft sehr viel gereist: Die Bulldogge fährt in die Kur, Herr Farr nach Polen, Sabine nach Spanien an den Strand und die Sachsen zu den Wikingern.

Ich wünsche Ihnen viel Freude an der Sommer-Ausgabe des Veilchens!

Andrea Herrmann

Titelbild von Angelika Schranz

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, 70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch April bis Juni 2011

Allmählich wird es gruselig. Im vorigen Quartal hatte ich VOR dem Zuganglück Manns „Eisenbahnglück“ besorgt und nach dem Unfall angehört. Nun hatte ich Anfang März „Die springende Flut“ von Pearl S. Buck ergattert. Die Geschichte spielt in Japan und beschreibt das Leben, Sterben und Glücklichein zwischen aktivem Vulkan, Erdbeben und Springflut (auf Neudeutsch „Tsunami“). Die Novelle spielt in Fischerhütten ohne Fenster zum Meer hin, in einem Schloss mit starken Mauern und einem Bauernhof auf dem Berg. Und am leeren Strand, wo vor der Flut ein Fischerdorf stand. Hauptperson ist der Waisenjunge Jiya, der sich zwischen einem Leben als Bauer, Gelehrter und Fischer entscheiden muss.

Was würden wohl die heutigen Japaner zu folgendem Dialog sagen?

„Mitten in Gefahr leben heißt wissen, wie gut das Leben ist“, erwiderte der Vater.

„Aber wenn wir den Gefahren erliegen?“ fragte [sein Sohn] Kino ängstlich.

„Angesichts des Todes leben macht uns tapfer und stark“, antwortete der Vater.

„Daher fürchtet unser Volk nie den Tod. Wir sehen ihn zu oft, und wir fürchten ihn nicht. Es macht nichts aus, ein bißchen später oder ein bißchen früher zu sterben.

Aber tapfer zu leben, das Leben zu lieben, zu sehen, wie schön die Bäume und die Berge sind, ja, und selbst das Meer, sich an der Arbeit zu freuen, weil sie das Brot zum Leben erzeugt - darin sind wir Japaner ein glückliches Volk. Wir lieben das Leben, weil wir in Gefahren leben. Wir fürchten den Tod nicht, weil wir verstehen, daß Leben und Tod einander brauchen.“

Bei allem Respekt vor Pearl Bucks feinsinnigen, optimistischen Geschichten: Diesen Dialog finde selbst ich ein wenig unrealistisch pathetisch. Auch wenn ich sicher bin, dass das ständige Leben zwischen tödlichen Gefahren das Lebensgefühl schärfen muss.

„Für uns, die wir auf diesen Inseln leben, gibt es keine Zuflucht. Wir sind tapfer, weil wir es sein müssen.“

Um meine Pearl Buck Serie fortzusetzen, erstand ich auf einem Flohmarkt aus Liebhaberhand sechs neuwertige Bände mit schwarzem Rücken und goldener Schreibrift. „Wo die Sonne aufgeht“ handelt von einem amerikanischen Ehepaar. Alle Hauptpersonen sind so schön und gut, dass man kaum an sie glauben mag. Und doch verstricken sie sich in Schwierigkeiten, die sie überfordern, und tun einander weh.

Drei Tage bevor Christopher in den Koreakrieg (1950-53) zog, heiratete er Laura. Unten in Korea „nahm er sich ein Mädchen“, Soonya, eine jungfräuliche Sängerin aus einem vom Krieg zerstörten Dorf im Hinterland. Sie wurde von ihm schwanger und hoffte auf Heirat. Er hatte ganz „vergessen“ zu erwähnen, dass er schon verheiratet war, und ließ Soonya gedankenlos in Korea zurück mit „ihrem“ Baby.

Zwölf Jahre später erhält er von seinem Sohn einen Brief. Da befindet er sich gerade im Wahlkampf um den Gouverneursposten und hat die allerbesten Chancen. Er und seine Ehefrau lieben einander noch immer, obwohl die Ehe kinderlos blieb. Eine Ehe wie aus dem Bilderbuch. Wie werden diese Musterfiguren reagieren?

Lauter edle Menschen tun in dieser Geschichte, was sie tun müssen. Christopher Winter verfolgt seine politische Karriere aus Sendungsbewusstsein weiter. Um die Folgen seiner Jugendsünde kümmert sich Laura: Seine Frau reist allein nach Korea, um zwischen den Welten zu vermitteln. Sie ist verletzt, aber sie verliebt sich auch in diesen klugen, einsamen, empfindsamen Jungen, der ihrem Christopher so ähnlich sieht. Von ihrem Ehemann ist sie jedoch enttäuscht. Er ist nicht der treue, ehrliche,

verantwortungsbewusste Mensch, für den sie ihn gehalten hat. Sie tut sich schwer, ihm seine früheren Fehler zu verzeihen. Und nun wiederholt er sie. Er lebt seinen Wahlkampf weiter und alles was seinem Sohn Gutes widerfährt geschieht auf Lauras Veranlassung. Christopher Winter betont im Wahlkampf die Ehrlichkeit und verbirgt vor allen ein Geheimnis.

Die schöne Soonya wurde eine bekannte Sängerin und ließ sich nie wieder mit einem Mann ein. Sie führt erfolgreich ein Edelbordell nur für Koreaner. Anders konnte sie nicht für sich, ihren Sohn und ihre Mutter sorgen. Für sie war und bleibt der amerikanische Christopher ihre große Liebe. Was die Amerikaner nicht wussten: „In unserem Lande ist nur der Vater für das Kind verantwortlich. Ist kein Vater da, existiert die Familie nicht. Das Kind ist verloren. Es kann nicht zur Schule gehen, es kann keine Arbeit bekommen, weil der Vater die Geburt des Kindes nicht gemeldet hat. In unseren Augen ist das Kind nicht geboren. Es hat keine Familie. Niemand steht hinter ihm. Also existiert es nicht.“

Der Sohn wächst daher außerhalb der Gesellschaft auf, ist hübsch, sensibel und klug, aber ohne jede Chance. Deshalb wendet er sich Hilfe suchend per Brief an seinen Vater. Er weiß genau, dass er nur in Amerika eine Zukunft haben kann. Alle wissen, dass es das Beste für den Jungen wäre, er käme nach Amerika. Und doch ist jetzt genau der falsche Zeitpunkt dafür. Er sieht seinem Vater so verblüffend ähnlich, dass er ihn nicht einfach als adoptiertes Waisenkind ausgeben kann. Und mit einem unehelichen Sohn wäre seine politische Karriere vorbei.

Es ist wahr, die Geschichte wirkt konstruiert und ist es auch: Die Konstellation ist denkbar ungünstig und die Beteiligten denkbar wohlwollend. Dieser Roman ist eine Abhandlung über Mischlinge und Rassismus, deren Bedeutung man leichter mit dem Herzen versteht, wenn sympathische Menschen betroffen sind: „Im letzten Jahrzehnt gab es eine Periode, während der viele jener

von Amerikanern gezeugten Kinder auf mysteriöse Weise verschwanden. Sie starben. Auf mannigfaltige Art. Einige männliche Kinder wurden auch kastriert. Das ist wahr, es ist tatsächlich geschehen. Sie werden uns deswegen anklagen und das mit Recht. Aber Sie müssen eines bedenken: Wir sind ein altes Volk und sehr stolz. Außerdem sehen Sie an den blutigen Vorfällen in Ihrem eigenen Land, was geschieht, wenn zwei verschiedene Rassen aufeinanderprallen.“ Überall in Korea begegnet Laura dieser Hass, der die Mischlinge härter trifft als die Amerikaner. Mehrmals ist die Rede davon, man müsse die Mischlinge „ins Meer werfen“. Der junge Christopher stellt fest, dass man ihn in Korea „Rundauge“ nennt und in Amerika „Schlitzauge“, und er fragt sich schmerzhaft, wer er ist und wohin er gehört. Laura als Biologin jedoch beschäftigt sich mit Lebewesen, die im Zwielicht der Tiefsee leben und weder Tier noch Pflanze sind – keines von beiden und beides zugleich. Sie spricht von „Bindegliedern“, die „die Schöpfung zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen“. Sie liest: „Wenn zwei reinrassige Pflanzen- oder Tierarten vereinigt werden, um Abkömmlinge zu produzieren, so zeigen die letzteren oft viel mehr angenehme Eigenschaften und Anlagen als die Urtypen, von denen sie abstammen.“

Auf die anderen Pearl Buck Romane freue ich mich schon. Hier führt eine Kennerin die Feder: eine Kennerin des Schreibhandwerks und Kennerin der asiatischen Welt.

„*Rhett*“ von Donald McCaig war ein Roman, auf den ich gewartet hatte. Sie kennen doch sicher „Vom Winde verweht“? Diese verkorkste Liebesgeschichte mit dieser zickigen Scarlett O'Hara? Und Rhett Buttler, der sicher mehr drauf hat als den schmachtenden Liebenden abzugeben, bleibt eher im Hintergrund. Viel zu wenig erfährt man über ihn. Und daher war es dringend nötig, das ganze Drama mal aus

seiner Sicht zu erzählen! Der Roman „Rhett“ holt dies nach. Wir ziehen mit Rhett Buttler durch die Sümpfe und Bordelle, fahren mit ihm zur See und lernen seine Freunde und Feinde kennen. All das, wonach die egozentrische Scarlett nie gefragt hat, das erfahren wir Rhett-Fans nun endlich.

Eine ganz andere Seite des Wilden Westens zeigt uns das poetische Buch „Der Ruf der Wolfsfrau - Mein Leben für die Wildnis“ von Renée Askins. Eigentlich hatte ich es mir als Sachbuch besorgt, las es dann aber gleichzeitig auch begeistert als ein Musterbeispiel atemberaubender Naturschilderungen. Renée Askins kämpfte 14 Jahre lang dafür, dass im Yellowstone Nationalpark Wölfe ausgewildert werden.

Dieses Buch beschreibt im ersten Teil ihre Kindheit und diskutiert dabei die enge Beziehung zwischen Mensch und Natur, welche ihr ins Blut übergegangen ist, während sie den meisten zivilisierten Menschen fehlt. „So wie ich davon überzeugt bin, dass uns die Wildnis und wilde Dinge Orientierung bieten können, so sehr glaube ich auch an die Bedeutung von bestimmten Orten und deren Einfluss auf unser Leben.

Ich fühle ganz deutlich, dass uns eine bestimmte Region zu dem macht, was wir sind, dass Landschaft bestimmte Charaktere und Gemeinschaften hervorbringt und dass der Ort, an dem wir uns niederlassen, von entscheidender Bedeutung für unser Leben ist.“

„Ob wir Kontakt hatten oder gar in Beziehung zu Tieren standen - zu domestizierten oder wilden Tieren -, ist von erheblicher persönlichkeitsprägender Bedeutung.“ Der zweite Teil des Buchs handelt vom Naturschutz und dessen Eingriffen in die Natur, und von dem langwierigen und ermüdenden Kampf im Dschungel der Politik. Besonders beeindruckend fand ich die Informationsveranstaltungen, zu denen Hobbyjäger in Wolfsfellmützen und mit Wolfsfäustlingen auftraten - natürlich

bewaffnet. Obwohl nur ein eher kleines, scheues Raubtier, entfacht der Wolf die Gemüter, weil er die raue Wildheit symbolisiert.

„Dann gibt es nur eins: Sag nein!“ von Wolfgang Borchert ist eine Sammlung von Nachkriegskurzgeschichten. Trümmer, Staub, zerstöre Seelen, Todesstrafe, Maschinengewehre, bleierne Stille, der Sprachfehler eines Invaliden. In der Gefängniszelle muss man sich selbst begegnen. Der Spaziergang im Gefängnisinnenhof.

„Außen sieht sie noch wie früher aus, aber innen ist sie ganz kaputt“, sagt der Mann über die Küchenuhr, dem einzigen Stück, das er aus dem Schutt seines früheren Lebens retten konnte. „Innen ist sie ganz kaputt.“

Der 2. Weltkrieg ist heute längst vorbei, doch gleichzeitig gibt es weltweit so manche frische Bombentrümmer. Beim Hören des Hörbuchs fragte ich mich, ob denn diese Geschichten genauso im Irak oder in Japan spielen könnten. Ja, warum nicht? Sie bilden eine zeitlose Tonspur zu den aktuellen Fotos der Nachrichtenagenturen. „Das Leben ist mehr als an Gesichtern vorbei gehen.“

Meine liebste Geschichte von allen war „Schyschiphusch“. Hier geht es um zwei Männer - beide mit demselben Sprachfehler - die sich beinahe miteinander prügeln, weil jeder glaubt, der andere imitiere ihn. Und dann werden die beiden verschiedenen Charaktere treue Freunde.

„Der eiserne Gustav“ von Hans Fallada verkörpert eine vergangene Zeit: „Es gibt kein Zurückweichen mehr. Gibt es das überhaupt je? Ein preußischer Unteroffizier weicht nicht zurück, er sieht dem Feind ins Auge, er greift an.

[...] Er war nicht streng genug gewesen. Nun hatte er einen Dieb zum Sohne.

Das Schlimmste, das es gibt! Es darf kein Weichsein gegen das eigene Herz geben. Ein Dieb ist ein Dieb.“

Der Erzherzog wurde ermordet, die Leute reden von Krieg. Gustav Hackendal opfert

dem Krieg zwei Söhne und die 32 Pferde seines Fuhrunternehmens. Es gibt keine Zucht mehr, die Zeiten haben sich geändert. Doch trotz Gustavs Opfer bringt der Krieg Zucht und Vergangenheit nicht wieder zurück.

Während des Krieges verliert der eiserne Gustav alle seine fünf Kinder auf die eine oder andere Art - Otto fällt als Soldat, Erich wird Schieber, Edith zieht zu viel mit den Männern herum. Als der Krieg vorbei ist, ist aus Gustavs blühendem Unternehmen eine Ein-Mann-Firma geworden, die nicht gerade gut läuft. Und so hat er nichts zu verlieren, als der fast Siebzigjährige aus Trotz wettet, mit seiner Droschke nach Paris zu fahren. Hin und zurück, nur um zu beweisen, dass er das kann. Nach zwei Monaten und zwei Tagen erreicht Gustav Hackendal Paris in einem Triumphzug. Doch auch diese Heldenreise verändert die Welt nur für kurze Zeit.

„Der Fönig“ von Walter Moers (als Hörbuch gelesen von Dirk Bach) ist ein 17minütiges konsequentes sprachliches Experiment: In dem beschriebenen Königreich werden f und k miteinander vertauscht. Das Unglück beginnt mit Frieg mit Kranfreich - ausgerechnet heute, wo doch Klohmardt ist! Und warum erklären die Kroschkresser den Frieg? Die Nationalhymne wird zu laut gespielt, die Haare sind zu lang (bis zum Fragen!) und die Karben der Klagge zu grell. Meine Lieblingswörter: Furzwellensender, keige Pazikistenbande und man entkernt sich. Wenn der Fönig um Gehör bittet, dann mit: „Kresse!“ Plötzlich jedoch taucht da ein kranzösisch sprechendes Kumpelstilzchen auf, das vom Fönig verlangt, dass er zusätzlich zu aller Verwirrung noch b wie ein p, g wie ein k und jedes d wie ein t spricht.

Kumpelstilzchen kordert noch eine Menge mehr, und das geht ins Unanständige. Der Fönig hämmert dann an die Tür der

Fönigin und veründet ihr, er wolle ihre „Kotze füssen“ und man könne doch vorher „noch ein wenig ficken“ (Ja, es geht um illegale Drogen.) Insgesamt also keine niveauvolle Handlung, aber viel verbaler Klamauk.

Und zum Schluss noch ein richtig schlechtes Buch: „Die Verlobung auf St. Domingo“ von Heinrich von Kleist ist abscheulich, gerade auch als Hörbuch. Thema sind Mord und Totschlag: Revoltierende Sklaven töten 1803 in Haiti alle Weißen, die Weißen töten die Schwarzen. Und die Mulatten und Mestizen? Stehen zwischen den Fronten, so wie Toni und ihre alte Mutter. Ihre helle Haut ermöglicht es ihnen, Weißen Freundschaft vorzuheucheln, um sie den marodierenden Schwarzen auf Gedeih und Verderb auszuliefern. Eines Nachts gelangt Gustaf Strömli, ein junger Schweizer, in ihre Hütte am Wegrand. Wieder wird gelogen, um seiner noch im Urwald versteckten Familie eine tödlich Falle zu stellen. Die beiden Frauen schauspielern, heucheln, schmeicheln, bis zum Schluss... puh, ich erspare Ihnen die kitschige Liebesgeschichte. Die „Verlobung“ von Toni und Gustav (sprich: Die beiden haben Sex miteinander) zieht weitere Lügen nach sich, bis niemand mehr dem anderen glaubt. Ein paar Leichen gibt es auch, unter anderem erschießt Gustav Toni und dann sich selbst. Die Dialoge strotzen nicht nur vor Lügen, sondern auch vor Substantiven und Nebensätzen, die uns die Geschichte zwar in der grammatikalisch korrekten Reihenfolge erzählen, aber leider wirkt dieser verkorste Schreibstil nicht nur gekünstelt, sondern auch stark nach „übrigens hatte ich vergessen zu erwähnen, dass inzwischen die Schießerei weiter gegangen war“.

Andrea Herrmann

Urlaubserinnerungen

Heute komme ich endlich dazu, die Urlaubsfotos einzuordnen. Meine Freundin Sabine liegt mir schon seit Wochen in den Ohren, dass ich ihr Abzüge unserer gemeinsamen Wochen schicken soll. Leider haben sich unsere Wege seit einem halben Jahr getrennt. Sabine ist beruflich sehr oft unterwegs und ich lebe jetzt, wie ich hoffe und mir wünsche, in einer festen Beziehung.

Meinem Auserwählten Peter bin ich beim Arzt über den Weg gelaufen. Wir kamen im Wartezimmer ins Gespräch und fanden einander gleich sympathisch. Wir verabredeten uns immer wieder und kamen einander schnell näher. So beschlossen wir, es miteinander zu versuchen. Das ist jetzt auf den Tag genau zwei Monate, fünf Tage und vier Stunden zwanzig her. Wir hatten bisher beide nicht viel Glück mit unseren Beziehungen. Ich hoffe so sehr, dass es klappt mit uns!

Peter hatte versprochen, vorbei zu kommen und mir beim Ordnen der Fotos zu helfen. Als ich aus dem Fenster sah, regnete es noch immer. An den sonnigen Spanienurlaub mit Sabine zu denken ließ mich etwas wehmütig werden. So fand mich Peter, als er zehn Minuten später neben mir stand, denn er besaß seit ein paar Tagen einen Schlüssel für meine Tür.

„Du bist aber weit weg“, stellte er fest. Ich drehte mich nach ihm um, hauchte ihm einen Kuss auf den Mund und verschwand mit den Worten: „Ich brühe mir schnell einen Tee auf, dann können wir anfangen.“ Ich fühlte mich eigenartig und fragte mich, wie er wohl reagieren würde, wenn ich ihm alles über den Urlaub erzählte. Gleichzeitig kam mir diese Angst etwas blöd vor, schließlich war ja nichts dabei.

Der Tee hatte gezogen und meine Gedanken waren ein wenig geordnet. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück, wo es sich

Peter auf dem Sofa gemütlich gemacht hatte und in den Fotos kramte. Ich stellte das Tablett mit der Teekanne und den Tassen auf dem Tisch ab, zündete eine Kerze an und setzte mich neben Peter.

„Am besten lasse ich von jedem Foto einen Abzug für Sabine machen, denn ausnahmsweise sind sie alle gelungen.“

„Das kann ich nur bestätigen“, pflichtete mir Peter bei.

„Wie du weißt, haben Sabine und ich lange für diesen Urlaub gespart. Endlich aus dem nasskalten Wetter raus und bei 25 Grad den strahlenden Sonnenschein genießen. Unser Doppelzimmer war freundlich eingerichtet mit weißen Holzmöbeln und einer roséfarbenen Tagesdecke auf den Betten. Es hatte einen kleinen Balkon, wenn auch leider nicht mit Meerblick. Nachdem wir unsere Koffer ausgepackt hatten, brachen wir zu einer Erkundungstour durch die Ferienanlage auf. Schau mal, dieser Kiesweg mit den rosa blühenden Büschen links und rechts! Deren Duft habe ich bis heute nicht vergessen. Dahinter liegt eine parkähnliche Anlage.“

„Na, der Pool hat auch schon bessere Zeiten gesehen“, bemerkte Peter. „Aber das hat den Sonnenanbetern auf ihren Liegestühlen mit den kühlen Drinks nichts ausgemacht, wie du sehen kannst.“

„Am überwältigsten war dann, als wir nach ein paar Schritten das Meer vor uns liegen sahen, in schillernden Grün- und Blautönen. Wir setzten uns in den warmen Sand, lauschten den Wellen und sogen die Gerüche des Meeres ein. Wir konnten uns nur schwer von diesem Anblick losreißen, aber wir wollten uns ja noch weiter umsehen, womit wir den ganzen restlichen Nachmittag verbrachten. Am Abend wussten wir, wo die Strandbar steht, wo die Anlagen der Nachbarhotels beginnen

und wie weit es bis zum Ortskern ist. Gegen 22 Uhr sind wir müde aber zufrieden ins Bett gefallen und konnten am nächsten Morgen gut ausgeruht unseren Urlaub richtig beginnen.“

„Hier seid ihr bestimmt eurer Lieblingsbeschäftigung nachgegangen, denn ich sehe nur Geschäfte“, sagte Peter und zwickte mich in die Seite. „Zwei Frauen im Kaufrausch.“

„Nicht nur. Wie du siehst, haben wir auch gegessen, in diesem kleinen Restaurant am Hafen. Eine große, köstliche Portion Paella, dazu eine Flasche Rotwein, die uns leicht beschwipste, und einen riesigen Eisbecher mit Schirmchen. Ich war ziemlich geschafft, doch Sabine ging abends noch in die Discothek ins Nachbarhotel. Ich habe sie nicht zurückkommen hören. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, lag sie neben mir und schlief tief und fest. Ich ging alleine hinunter zum Frühstück. Irgendwie fühlte ich mich beobachtet, doch außer einer Reisegruppe älterer Damen, die sich angeregt unterhielten, und einigen anderen Gästen fiel mir niemand weiter auf.

Als ich Sabine später davon erzählte, sagte sie: ‚Entspann dich mal. Du hast wohl schlecht geschlafen.‘ Sie ist manchmal unmöglich.

Am frühen Nachmittag in dem kleinen Straßencafé an der Strandpromenade hatte ich wieder das selbe Gefühl. Du wirst nicht glauben, was dann passiert ist. Am Nachbartisch saßen vier Männer, die sich angeregt über das Angeln unterhielten. Mein Blick traf sich mit einem von ihnen, dass es mich wie ein Blitz durchfuhr. Immer wieder musste ich zu ihm hinüber sehen. Sabine bemerkte, dass ich abwesend war. Sie drehte sich um, erblickte die vier Mannsbilder, ließ sogleich ihren Eislöffel fallen, stand auf, griff nach meiner Hand und zog mich aus dem Stuhl. Mir blieb gar nichts übrig als mit ihr zu gehen, obwohl es mir peinlich war. Es stellte sich heraus, dass sie die vier am Abend in der Disco kennen gelernt hatte. Sie hießen Bernd, Sascha, Frank und Wolfgang und wohnten auch in unserem Hotel. Sie luden uns für

den Abend auf einen Cocktail in die Hotelbar ein. Sabine war sofort Feuer und Flamme, ich musste mich erst noch damit anfreunden, mich von wildfremden Männern einladen zu lassen. Aber sie waren so unkompliziert freundlich und schienen ohne Hintergedanken, dass ich dann doch zustimmte. Den Rest des Tages lagen Sabine und ich faul am Strand, wovon ich einen leichten Sonnenbrand davon trug.“

„Was mich viel mehr interessiert: Wie verlief das Treffen mit den Kerlen?“ fragte Peter mit einem Ausdruck im Gesicht, der mir gar nicht gefiel. Sollte er etwa eifersüchtig sein? Jetzt schon, wo ich doch noch gar nicht alles erzählt hatte?

„Die Kerle, wie du sie nennst, warteten schon an einem Tisch nahe der Tanzfläche auf uns. Nach einigen exotischen, köstlichen Cocktails wurde ich lockerer. Das wiederum hatte zur Folge, dass ich mit Frank immer wieder heimliche Blicke tauschte. Aber keiner von uns traute sich, den anderen direkt anzusprechen oder zum Tanzen aufzufordern. Wir alberten nur ein wenig in der Gruppe herum. Gegen 23 Uhr verabschiedeten sich die vier Freunde, weil sie am nächsten Morgen früh zum Hochseefischen fahren wollten. Sie versprachen aber, sich nach ihrer Rückkehr zu melden.

So verging die erste Woche unserer Ferien wie im Fluge, abwechselnd erholsam und mit viel Spaß. Bernd, Sascha, Frank und Wolfgang trafen wir immer wieder. Bei diesen Gelegenheiten kam es zwischen mir und Frank nur zu kleineren Gesprächen, verstohlenen Blicken, flüchtigen Berührungen und Neckereien.“

„Wer hat denn dieses Foto von dir alleine auf dem Badelaken gemacht?“ wollte Peter wissen.

„Das war Wolfgang, der immer fröhliche Typ. Er hat mich ganz in Gedanken versunken an einem der nächsten Tage am Strand gefunden. Wir redeten über Gott und die Welt, alberten herum, schwammen im Meer, ließen es uns einfach gut gehen. Bei meiner Frage, warum es mit Frank nicht so locker sein konnte, wick er mir

aus. Genauso wie Frank, denn den sah ich in den nächsten Tagen kaum noch. Mir schien es als ginge er mir absichtlich aus dem Weg.“

„Offensichtlich wollte er nicht so viel von dir wie du von ihm“, bemerkte Peter.

„Typisch Mann. Wenn Frauen mal die Initiative ergreifen, passt es euch auch nicht.“

Der Stapel Fotos war bis auf zwei geschrumpft.

„Bevor ich dir das Ende erzähle, mache ich uns schnell ein paar belegte Brote, denn ehrlich gesagt bin ich ganz schön hungrig.“ Als ich zurück ins Wohnzimmer kam, saß Peter im Sessel und starrte auf die beiden letzten Fotos.

Ich erklärte: „Sabine hat die vier nicht lange für die Bilder überreden müssen, und hat tatsächlich auch noch die Telefonnummern bekommen, außer der von Frank. Da wir noch zwei Stunden hatten, bis uns der Bus zum Flughafen bringen sollte, wollten uns Bernd, Sascha und Wolfgang zum Abschied noch einen Drink spendieren. Sabine willigte natürlich sofort ein, ich hingegen lehnte dankend ab und blieb alleine in der Hotelhalle zurück. Ich setzte mich in einen der gemütlichen Sessel und beobachtete das rege Treiben, als plötzlich meine Schulter berührt wurde und ein Hauch meinen Nacken streifte. Ich zuckte zusammen, drehte mich um und blickte in die traurigen Augen von Frank. Mein Herz fing an zu rasen und meine Hände wurden ganz feucht.“

„Das Gefühl kenne ich nur zu gut“, sagte Peter etwas verlegen.

„Warte nur, was jetzt kommt. Wir standen einander gegenüber, zum Greifen nahe. Ich voller Erwartung.“

Wolfgang sagte: „Ich wollte dich nicht abreisen lassen, ohne dir mein Verhalten zu erklären. Gewiss hast du bemerkt, dass wir uns zueinander hingezogen fühlen. Doch ich habe versucht, mich von dir fern

zu halten, was mir sehr schwer fiel. Aber dafür gibt es einen guten Grund. Ich bin seit zehn Jahren glücklich verheiratet und habe zwei Kinder von sechs und acht Jahren. Einmal im Jahr machen meine Frau und ich Ferien von der Ehe. Ich liebe meine Familie und kann mich auf keine Affäre oder neue Liebe einlassen. Meine Freunde belächeln mich manchmal, weil ich immer so treu bin. Wie oft werden solche Gelegenheiten ausgenutzt und hinterher bereut?“

Frank nahm meine Hand, küsste mich auf die Wange und sagte: „Verzeih mir“, und verließ die Hotelhalle, ohne sich noch ein Mal umzudrehen. Ich blieb gerührt zurück, beschämt und sprachlos zugleich. Was für Selbstbeherrschung! Ich muss gestehen, dass ich einem Flirt vielleicht auch nicht abgeneigt gewesen wäre.“

Peter kam zu mir rüber, nahm mich in seine Arme und flüsterte mir ins Ohr: „Ich bin froh, dass aus der Bekanntschaft nichts geworden ist und wir einander kennen gelernt haben.“

Ich steckte die letzten beiden Fotos ins Album, warf noch einen kurzen Blick darauf und legte es in das Päckchen, das für Sabine bestimmt war. Ich sah Peter an und dankte meiner Erkältung, dass ich ihn getroffen hatte.

Angelika Schranz

Mein Name ist Schranz, Angelika, geb. am 15.01.1955, in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie lebe. Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla Verlag, in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, in verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon im Czernik Verlag, Lyrik heute und in der Zeitschrift Veilchen.

Der Nachtfalke

Jeden Sommer kamen die Nachtfalken zurück. Allerdings wusste man nie genau wann. Aber eines Abends würde Casey durch die offene Verandatür nach draußen treten, und sie wären wie den Sommer zuvor auch wieder da, droben am Himmel ihre Kreise ziehend, flügelschlagend, jeder von ihnen wieder und wieder höher steigend, mit angelegten Flügeln nach unten stürzend, um in letzter Sekunde wieder nach oben zu ziehen. Nie schlugen sie auf dem Boden auf.

Während er sie beobachtete, dachte Casey bei sich, dass er von allen Tieren, die er kannte, am liebsten ein Nachtfalke sein würde.

Na ja, Eichhörnchen waren auch okay; die Art und Weise, wie sie auf das äußerste Ende eines Astes rannten, sprangen und dann auf einem anderen Ast landeten. Das sah in der Tat nach einer Menge Spaß aus.

Aber es war nun mal keine absolut sichere Sache. Manchmal schafften sie es nur gerade so eben, sich mit letzter Kraft an den Zweigen oder Blättern festzukrallen, während der Ast auf- und abschwang.

Nicht jedoch die Nachtfalken, die – immer höher und höher in den Himmel steigend, weiter und weiter hinauf – ihre Schwingen anlegten und sich nach unten stürzten. Und immer schafften sie es, im letzten Moment nach oben abzdrehen.

Außer an diesem einen Tag, als Casey einen Nachtfalken auf dem Boden fand. Er war gerade auf dem Burmapfad und ging auf die Wälder im Osten zu. Dieser Pfad gehörte zu den Hauptversorgungsadern der älteren Jungs, um Wasservorräte für die samstäglichen Wasserschlachten in der Nähe der Kuhweiden heranzuschaffen. An der gegenüber liegenden Seite der Weiden konnte man die Universitätsgebäude sehen,

wo die Kadetten der Luftwaffe ausgebildet wurden, um gegen die Japaner zu fliegen.

Casey befand sich gerade auf dem Teil des Pfades, der steil zum Bach hinunterführte, als ihm plötzlich etwas ins Auge stach. Seitlich neben ihm. Eine Bewegung.

Er hielt inne. Man konnte nie wissen. Vielleicht war es eine Schlange. Schlangen konnte man in den Blättern nur schwer erkennen. Und Schlangen, zumindest ganz bestimmte Schlangen, konnten dich beißen.

Wieder eine Bewegung.

Kaum zu glauben, ein Vogel. Und nicht irgendein Vogel. Nein. Ein Nachtfalke. Er saß dort. Oder vielmehr, er lag dort. Neben einem kleinen Holzscheit, ein Flügel auf den Blättern am Boden ausgestreckt.

Aus irgendeinem Grund war er nicht oben in der Luft, im Zickzack hin und her fliegend.

Es hätte leicht passieren können, einfach an ihm vorbeizugehen, ihn nicht einmal zu bemerken. Er war schließlich nicht besonders groß, nicht so groß wie ein richtiger Falke, vielleicht eher von der Größe eines Rotkehlchens. Im Unterschied zu einem Rotkehlchen hatte er allerdings kein prächtig gefärbtes Federkleid, sondern nur ein geflecktes Grau mit einem weißen Punkt unter dem Schnabel.

Und noch ein Unterschied: Ein Rotkehlchen würde herumhüpfen, den Kopf zur Seite drehen, lauschen, einen Wurm finden und ihn aus dem Boden ziehen. Dieser Nachtfalke bewegte sich jedoch nicht. Er lag da und wandte nicht einmal seinen Kopf, um Casey anzuschauen. Warum also war er nicht oben in der Luft?

Casey ging einen Schritt näher; der Vogel breitete seinen anderen Flügel aus und schlug damit auf die Kante des Holzscheites. Dann hörte er auf zu schlagen, zog den Flügel ein und lag

wieder da. Den anderen Flügel zog er jedoch nicht ein.

Plötzlich verstand Casey.

Der Nachtfalke hatte einen Flügel gebrochen.

Der Flügel war nicht mehr zu gebrauchen.

Casey sah sich um. Alles schien so wie immer zu sein. Die Bäume zum Beispiel. Sie sahen genauso aus, wie er sie von gestern in Erinnerung hatte, oder von vorgestern, oder von dem Tag davor. Kerzengerade standen sie am Steilhang der Schlucht. Und unten am Boden der Schlucht machte der Fluss an der großen Eiche, die jedermann 'Big Joe' nannte, einen weiten Bogen, um dann – an den Steinen enger werdend – geradeaus weiter zu fließen. Jenseits des Flusses an der anderen Seite der Schlucht standen ebenfalls Bäume. Alles sah wie immer aus. Als ob es gestern wäre. Aber es war nicht gestern. Weil – ganz in seiner Nähe – ein Nachtfalke neben einem Holzscheit auf dem Boden lag; und einer seiner Flügel war gebrochen.

„Mama!“ rief Casey.

Er war durch die hintere Tür neben der Küche ins Haus gekommen, wobei das Fliegengitter mit einem lauten Knall hinter ihm zufiel. Seine Mutter war jedoch nicht in der Küche. Aber er konnte das Geräusch der Waschmaschine hören, und er ging in die Waschküche. Seine Mutter bediente gerade die Wringmaschine.

„Casey, was um Himmels Willen?“ sagte sie. Und dann: „Oh, nein, Casey.“

„Sein Flügel ist gebrochen.“

„Casey!“ Seine Mutter ließ das Hemd, das sie gerade in den Händen hielt, durch die Wringmaschine laufen, bis es auf der anderen Seite in den Wäschekorb fiel.

„Casey, komm bitte mit in die Küche.“

Seine Mutter saß auf der einen Seite des Küchentisches, Casey auf der anderen, wobei er den Vogel besonders vorsichtig in der Hand hielt und darauf achtete, dass sein gebrochener Flügel mit nichts in Berührung kam.

„Wo hast du ihn gefunden, Casey?“

Casey erzählte seiner Mutter, wie er eine Bewegung direkt neben dem Pfad gesehen hatte.

„Nun Casey“, begann seine Mutter, „ich möchte, dass du etwas verstehst. Ich weiß, dass du es gut meinst. Ich weiß, dass du dem Vogel helfen willst. Aber, Casey, dieser Vogel ist ein Tier der Wildnis. Er gehört nach draußen, Casey. Er muss wieder dahin zurück, wo er hingehört. Wir Menschen, Casey, wir Menschen können Tieren aus der Natur nicht helfen.“

„Sein Flügel ist gebrochen.“

„Ich weiß, dass sein Flügel gebrochen ist. Und das ist sehr schade. Das ist sehr, sehr traurig. Für den Vogel. Aber solche Dinge passieren nun mal in der Natur, Casey. Immer wieder. Und wir Menschen können da nicht helfen. Wilde Tiere bleiben nun mal wilde Tiere. Casey, glaube mir.“

„Sein Flügel ist gebrochen“, wiederholte Casey.

„Casey, ich möchte, dass du jetzt folgendes tust. Ich möchte, dass du diesen Vogel mit nach draußen nimmst. Vielleicht gehst du auf dem Pfad zurück und bringst ihn genau dorthin zurück, wo du ihn gefunden hast. Denn dort gehört er hin, Casey. Dorthin musst du ihn bringen.“

Casey schaute auf den Vogel in seiner Handmulde; einen seiner Flügel hatte er über Caseys Fingern ausgebreitet.

„Ich möchte ihn behalten“, sagte er.

„Casey, du kannst ihn nicht behalten.“

„Aber...“

„Casey, hör zu. Dies ist endgültig. Hast du gehört, was ich gesagt habe?“

Es war nicht schwer, den Holzscheit neben dem Pfad wieder zu finden. Natürlich hatte er den ganzen Weg über den Vogel in seinen Händen getragen, und er war sehr vorsichtig gegangen, um zu vermeiden, dass sich der gebrochene Flügel auch nur ein klein wenig bewegte. Die meiste Zeit über ruhte sich der Vogel in seinen Händen aus.

„Hier ist dein Platz“, sagte Casey, als er den Holzscheid gefunden hatte. „Hier lebst du.“

Casey beugte sich nach vorn, legte seine gewölbten Hände auf den Boden und zog sie ganz vorsichtig zur Seite und ließ den Vogel durch sie hindurch gleiten.

„So“, sagte Casey.

Der Vogel breitete seinen gesunden Flügel aus und bewegte sich von Casey fort; dann hielt er inne. Er zog einen seiner Flügel zu sich heran, ließ den anderen jedoch ausgestreckt. Er lag dort und bewegte sich nicht. Casey sah ihn direkt an; dann schaute er sich um. Die Bäume standen noch immer kerzengerade am Rande der Schlucht, so wie sie immer dagestanden hatten, und tief unten in der Schlucht machte der Fluss noch immer eine scharfe Biegung in Höhe der mächtigen Eiche. Auf der anderen Seite erklimmen die Bäume noch immer den Steilhang, bis oben hin zum Plateau.

Casey schaute auf die andere Seite des Flusses, auf die Baumwipfel oben am Rande der Schlucht.

Und er sah eine Bewegung.

Ein Eichhörnchen turnte am Ende eines Zweiges.

Casey verfolgte den Weg des Eichhörnchens, solange er konnte. Er sah, wie es mehrmals sprang.

Dann schaute er auf den Nachtfalke unten auf dem Boden, gegen das Holzscheid gelehnt.

„Alles wird gut werden“, sagte Casey.

Seit er ein Junge war, kam er immer wieder in diese Wälder.

Jetzt, so dachte er, würde er vielleicht niemals mehr nach Hause zurückkehren.

Karl Harshbarger

Aus dem amerikanischen Englisch übertragen von Franz-Josef Hürmann

Karl Harshbarger ist ein amerikanischer Autor, der über 65 Publikationen seiner Geschichten in Zeitschriften wie „The Atlantic Monthly“, „Ploughshares“, „The Iowa Review“, „The Antioch Review“, „The New England Review“ und „The Prairie Schooner“ vorzuweisen hat. Zwei seiner Geschichten sind in die Liste „Außergewöhnliche Geschichten“ für „Best American Short Stories“ aufgenommen worden, und 12 seiner Geschichten wurden für den renomierten Pushcart Prize nominiert. Er war Finalist für einen Kurzgeschichten Sammelband in folgenden Wettbewerben: The Iowa Publication Award for Short Fiction, The George Garrett Fiction Prize for Best Book of Short Stories or Short Novels, und The Mary McCarthy Prize for Short Fiction. Herr Harshbarger lebt und arbeitet in Hamm in Deutschland.

Franz-Josef Hürmann

Ich bin 61 Jahre alt und seit über 30 Jahren Englisch- und Sportlehrer an einer Realschule in Hamm und liebe die englische Sprache. Ich habe längere Zeit in Amerika gelebt und mir dort gute Kenntnisse der Sprache angeeignet. Das Übersetzen macht mir einfach Spaß und ist eine Herausforderung für mich. So bleibe ich fit in der Sprache.

Blau

Mein Freund und ich saßen in einer Kneipe. Wir wollten das Fußballspiel aus der Champions League anschauen. Schon eine Weile warteten wir auf dieses Spiel, redeten darüber, über die Spieler und das Ergebnis. Wir haben sogar gewettet, mein Freund sollte mir fünf Bier kaufen, wenn

sein Team gewinnt und umgekehrt, ich sollte ihm fünf Bier kaufen, wenn mein Team gewinnt. Bei einem Unentschieden würden wir einander nichts schulden, aber so ein Ergebnis war unmöglich. Es war das Halbfinale und eines von den beiden Teams musste gewinnen. Eines stand also

fest, mein Freund oder ich werden fünf Flaschen Bier entweder verschenken müssen oder bekommen. Meinerseits hatte ich keinen Zweifel, dass mein Team gewinnen wird, während mein Freund auch ziemlich sicher war, dass sein Team gewinnen wird. Am Anfang der Partie haben wir angestoßen, natürlich Bier – wir tranken zusammen fast ausschließlich Bier –, und wünschten einander Glück. Natürlich wollte ich mein Team gewinnen sehen und mein Freund sein Team, trotzdem wünschten wir einander aus Höflichkeit viel Glück. Ich sagte nicht wenig hochmütig zu meinem Freund, er solle die fünf Bier schon bestellen, er aber sagte mit Bestimmtheit in seiner Stimme, ich solle ihm das Bier kaufen. Es wird sich in neunzig Minuten entscheiden, sagte ich kalt und schluckte von meinem Bier. Vielleicht doch in einhundertzwanzig Minuten, sagte mein Freund seinen Schnaps trinkend, sogar Elfmeter schießen ist nicht ausgeschlossen, fügte er hüstelnd hinzu und schaute mir tief in die Augen. Mit dem Bier tranken wir immer Schnaps. Viel Schnaps und Bier. Auch diesmal war es nicht anders gewesen. Wir bestellten ein Bier nach dem anderen und dazu Schnaps. Schnell tranken wir unsere Getränke und schauten das Spiel an. In der Halbzeit stand es noch Null zu Null. Ein schlechtes Spiel, sagte ich zu meinem Freund. Kein Team will ein Risiko eingehen, also müssen wir vielleicht das Schlimmste erwarten, fügte ich enttäuscht hinzu. Mein Freund nickte und bestellte noch Alkohol. Weil das Spiel so schlecht war, haben wir ziemlich viel getrunken, das Spiel war eines von den langweiligsten Spielen, die ich und mein Freund je zusammen gesehen hatten. Und wir haben ja viele Spiele zusammen gesehen. Die siebzigste Minute.

Langweilig. Neunzigste. Wir gähnten. Plötzlich schien es mir so, als wäre etwas mit meinem Freund nicht in Ordnung. Sein Gesicht war blau und er schwieg wie nie zuvor. Meine Intuition sagte, etwas sei nicht in Ordnung. Und ja, ich hatte recht. Mein Freund wurde blauer und blauer, blau wie der tiefe Ozean und atmete nicht mehr. Der Bastard schuldet mir bis heute fünf Bier.

Robert Scheer

*1973 geboren in Carei, Rumänien, Muttersprache Ungarisch. 1985 Emigration mit der Familie nach Israel. 1991–1992 Reise nach Australien und erste Schritte ins Musik-Geschäft. 1992 Wehrdienst in der israelischen Armee. Nach zwei Monaten wegen „pazifistischer Gesinnung“ entlassen und Gründung einer Rock-Musik-Band, mit der er 1996–1997 nach Großbritannien reist und elf Konzerte gibt. 1999–2004 Studium der Philosophie (Hauptfach), Kunstgeschichte und German Language and Culture (als Nebenfächer) an der Universität Haifa, Israel. 2004–2005 Doktorand an der Universität Tübingen. Dezember 2009 - Mai 2010: Arbeitsstipendium vom „Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg“. Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften. Literaturpreis Nordost 2010 für Sussita. Portrait/Interview im Schwäbischen Tagblatt (Tübingen) am Samstag, 04. 09. 2010:
http://www.tagblatt.de/Home/nachrichten/kultur/regionale-kultur_artikel,-Ex-Philosoph-Robert-Scheer-traeumt-vom-Durchbruch-als-Autor-_arid,110969.html*

Fahrt nach Polen

... Fortsetzung...

3. Auf dem Land

Das Motel war in einem Haus mit Anbau untergebracht und der Wirt sprach sehr gut deutsch.

So machte ich es mir gemütlich, nachdem ich eingeecheckt hatte und bestellte das Abendessen, welches aus Brot, Butter, polnischer Wurst und Kaffee bestand. Der Kaffee war nicht mit unserem Bohnenkaffee zu vergleichen, schmeckte aber akzeptabel. Danach legte ich mich schlafen.

Am nächsten Morgen bekam ich ein vorzügliches Frühstück. Das servierte mir Waldi, eigentlich Wladislaw, ein kleiner Mann mit schon gelichtetem Haar, der der Inhaber des Motels war. Dann machte ich mich wieder nach Lodz auf, um mir die Stadt ein wenig anzuschauen. Orientieren konnte ich mich immer noch nicht, gelangte aber irgendwie auf die Hauptstraße, die Piotrowska.

Hier hielt ich und fotografierte die frühere Matthäikirche, den Freiheitsplatz mit St. Trinitatis und dem Rathaus. Auch ein Fabrikgebäude, ich glaube, es war Kindlers Weberei, nahm ich auf.

Bald kam ich auf einen Markt und den wollte ich mir unbedingt ansehen. Hier wurde in Holzbuden und an Ständen vielerlei angeboten. Neben Jeans und geschlachteten Gänsen wurde Fleisch und allerlei Gebratenes verkauft. Davon bekam ich den Geruch in die Nase und Appetit. So leistete ich mir eine Portion Pommes Frites. Hauptsache, es füllte den Magen!

Danach ging ich in ein angrenzendes Kaufhaus, welches das Hertie-Zeichen trug. Es gab mehrere Etagen, aber alle Regale waren leer. Was da stand, waren zwei, drei Radios, einige Kleider und ein bisschen Autozubehör. Das Haus hatte drei Etagen. Ich verließ das Kaufhaus wieder, stieg ins Auto und fuhr nach Pabianice. Bald fand ich die evangelische Kirche, hinter deren Turm der riesige Schornstein

einer Fabrik stand. Welch ein Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart!

Ich ging noch in einige Geschäfte und sah mir die Auslagen an. Alles war sehr knapp und bestand überwiegend aus heimischen Erzeugnissen. Mir fiel der beißende Geruch nach Kohle auf, den ich schon unterwegs bemerkt hatte. Er stammte aus den Kaminen und Schornsteinen der Häuser. Irgendwie übte er eine Faszination auf mich aus. Hier wurde noch mit Kohle geheizt! Auch hier fiel mir der desolate Zustand der Straßen und Häuser auf.

Ich fuhr nun zurück nach Lask, wo ich mich kurz umsah. Dabei entdeckte ich die Kirche und wollte sie besichtigen, aber sie war verschlossen. Ich durchquerte noch einmal den Ort und fuhr nach Zdunska Wola. In der Stadt kam ich an zwei Kirchen vorbei, irgendeine war die evangelische. Dann fuhr ich ins Hotel und aß zu Abendbrot und begab mich anschließend zu Bett.

Am nächsten Morgen, Waldi hatte von meinen Benzingutscheinen einige Kanister Benzin besorgt, wollte ich in das kleine Dorf, wo mein Großvater geboren war. Aber niemand kannte den Ort, obwohl er zum Kirchspiel Lask gehörte.

Waldi bekam es erst heraus, nachdem er ein wenig herum telefoniert hatte. So fuhr er nach dem Frühstück mit seinem Lada voraus, um mir die Straße dorthin zu zeigen. Nachdem wir von der Hauptstraße abbogen, gerieten wir auf eine holprige, von Bäumen bestandene Nebenstrecke. Das war Richtung Wrzeszczewiec. Dort verließ er mich und ich fuhr nach seinen Weisungen immer geradeaus und gelangte so in den Ort.

Zuerst durchquerte ich jedoch das Dorf, in dem mein

Häusern, gab es hier nichts zu sehen. Trotzdem machte ich ein paar Fotos davon. Ich fuhr weiter und kam in den Geburtsort meines Großvaters. Dieses Dorf war größer und es gab etliche Häuser hier. Eine Frau mit einem Fahrrad, die ich nach dem Geburtshaus meines Großvaters fragte, verstand mich zuerst nicht. Erst ein dazukommender Mann in mittleren Jahren deutete auf ein Haus. Also fuhr ich hin und stieg aus.

Das Haus unterschied sich ein wenig von den anderen. Die Fensterrahmen waren weiß gestrichen und auch die Bauweise war anders. Es war mehr ein Wohn- als ein Bauernhaus. Eine ältere Frau arbeitete im Garten und hackte Unkraut, wobei ihr einige Strähnen ihres grauen Haares ins Gesicht hingen.

So sprach ich sie an und sie antwortete mir in gebrochenem Deutsch. Sie erklärte mir, dass sie die deutsche Sprache fast verlernt habe. Ich fragte sie nach dem Haus meines Großvaters und sie erzählte mir, dass ihres es nicht sei. Hier hätten Verwandte des Großvaters gewohnt, das des Großvaters läge auf der anderen Seite. Sie beschrieb mir die Lage und ich fuhr hin.

Am Waldrand hielt ich vor dem beschriebenen Haus und fotografierte es von allen Seiten. Nach einiger Zeit kam ein Mann in mittleren Jahren, wie ein Bauer gekleidet, heraus und ein kleiner Junge, ich schätzte ihn auf zehn. Ich trat auf sie zu und fragte, nachdem ich meinen Namen genannt hatte, nach dem Haus. Er nickte. Was er mir antwortete, verstand ich nicht, denn ich kann nur ein paar Worte Polnisch. Ich bat ihn um seine Adresse und er schrieb sie mir auf. Ich wollte ihm später die Fotos schicken.

Er trug den Namen einer Familie, die in unsere hinein geheiratet hatte. Er musste somit ein Nachfahre sein. Schließlich verabschiedete ich mich und fuhr weiter, denn ich wollte noch ins Nachbardorf, in den Ort, wo meine Großmutter geboren war.

Aber ich fand ihn nicht und so fuhr ich zurück. Ich aß in einem kleinen Imbiss zu Mittag. Von denen gab es damals nicht

viele in Polen. Am Abend begab ich mich noch einmal nach Lask und verfuhr mich. Nach der Art, wie die alte Frau es in Lodz tat, setzte sich ein junger Mann mit Vollbart zu mir ins Auto und dirigierte mich wieder in die richtige Richtung. Ich fragte „Student?“ und er nickte. Dann ließ ich ihn aussteigen und kehrte zurück ins Motel.

Nach dem Abendessen ging ich sehr früh ins Bett, da ich am nächsten Tag etwas weiter fahren wollte. Ich wollte nach Tschenstochowa, also nach Tschenstochau, der Schwarzen Madonna wegen.

4. Fahrt nach Tschenstochau

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück in die Küche kam, wies Waldi mich darauf hin, dass es draußen geschneit hatte. Der polnische Winter war gekommen, obwohl es am Vortag noch Nebel gab.

Als ich zum Auto eilte, bemerkte ich, dass ein Scheibenwischer fehlte. Ich bat Waldi um Hilfe und er ersetzte ihn, wenn auch durch einen kleineren. Schon bald fuhr ich los und es schneite ununterbrochen weiter. Die Straßen waren glatt und meine Reisegeschwindigkeit lag bei sechzig bis achtzig Stundenkilometern. Die Straße war zudem nicht besonders ausgebaut und von Bäumen an der Seite bestanden. Das erforderte natürlich sehr viel Konzentration.

Am späten Nachmittag kam ich in Tschenstochau an. Es dämmerte bereits, aber durch den laufenden Schneefall war es sowieso den ganzen Tag trübe gewesen. Über die Hauptstraße gelangte ich zu der Straße, in der man schon von Weitem den Turm der Kirche der schwarzen Madonna sah. Dahin strebte ich nun.

Meinen Aufenthalt beabsichtigte ich so kurz wie möglich zu gestalten, denn ich wollte bald wieder zurück. Waldi hatte mir noch gesagt, dass am Abend wieder heftiger Schneefall einsetzen würde.

Ich gelangte so zur Kirche, betrat das Schiff und war von der Pracht der Inneneinrichtung beeindruckt. Alles war alt und mit Gold durchsetzt. Vorne am Altar

sah ich die Madonna, eine schwarze Figur. Ich trat vor und betrachtete sie kurz. Aber ich dachte an das zu erwartende Schneechaos und beschloss, zurück zu fahren.

Der Weg war auch sehr beschwerlich, denn ich hatte laufend das Gefühl, in einen Tunnel aus fallendem Schnee zu fahren. Schließlich kam ich doch heil wieder im Hotel an. Da ich den letzten Tag da war, durfte ich heute mit der Familie zu Abend essen. Sie bestand aus Waldis jüngerer Frau, seinem Schwager und Waldi.

Es gab wieder Brot, herrliche polnische Wurst und heute einmal Tee. Danach schenkte Waldi Wodka bis zum Abwinken ein und ich fiel bald müde ins Bett.

5. Rückfahrt

Am nächsten Tag schlief ich lange. Erst gegen Mittag und nach einem guten Mahl, welches seine Frau zubereitete, machte ich mich auf dem Heimweg. Waldi lud mich ein, noch einen Tag umsonst zu bleiben, aber ich wollte los, denn der Weg war weit. Der Abschied war herzlich und Waldi sagte, ich sei immer willkommen bei ihm. Er gab mir noch Sprudel und Brot mit, nachdem ich bezahlt hatte.

Zuerst fuhr ich nach Pabianice, mit der Absicht, noch Geld zu tauschen. Aber die Bank war so voller Leute, dass ich es unterließ. Dann fuhr ich über Kalisch und Poznan, Richtung Grenze. Unterwegs sah ich so manches Auto im Straßengraben liegen, das von der Straße gerutscht war. Die Räumfahrzeuge kamen mit dem Beseitigen des Schnees nicht nach.

Unterwegs hatte ich Glück. Ich konnte tanken, da eine Tankstelle gerade Benzin bekommen hatte. Vorher hatte ich einige gesehen, die geschlossen waren, und vor denen die Autos schon Schlange standen.

Schließlich gelangte ich an die Grenze, ohne meine polnischen Zloty umtauschen zu können. Die Mitnahme von polnischen Geld war damals noch verboten. Der polnische Grenzbeamte, ein Hüne, monierte zwar die Mitnahme, ließ mich aber weiterfahren. Jetzt war ich Millionär, denn ich hatte über eine Million Zloty, die im Westen wenig wert waren! Aber es waren ein paar hundert Mark, die würde ich beim nächsten Besuch in Polen ausgeben!

An der ostdeutschen Grenze erlebte ich noch, wie ein ostdeutscher Fahrer besonders genau kontrolliert wurde und sich beschwerte. Worum es dabei ging, war mir auch egal. Ich wollte heim!

Das alles ist inzwischen einige Jahre her und vieles hat sich verändert. Polen gehört inzwischen zu Europa und der Eiserne Vorhang ist schon lange gefallen. Das Land bekommt bald den Euro und vieles wird dadurch einfacher.

Auch die Menschen verändern sich, aber ich denke, dass Waldi, der Mann mit den Bananen oder die Menschen, die mitfahren, um mir den Weg zu zeigen, im Grunde ihres Herzens dieselben sind. Auch sie würden sich heute wieder einsetzen, wenn sie gebraucht würden. Das fasziniert mich an den Menschen dort, die es natürlich auch woanders gibt!

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Der Bettler

Ein Original hat für mich immer etwas an sich, was nicht alltäglich ist. Dieser Mann, an den ich denke, war in der Tat sonderbar. Ich sah ihn oft in der Wiener Innenstadt. Es handelt sich um einen Bettler, wie man ihn sich ungepflegter nicht vorstellen kann: Ständig unrasiert, aber ohne Vollbart. Einen speckigen, löchrigen Hut trug er auf dem Kopf oder hatte ihn vor sich auf dem Boden liegen. Der lange Mantel war zerschlissen und fettig. Am auffallendsten war aber sein beinahe zahnloser Mund. Und er stank als ob er sich wochenlang nicht mehr gewaschen hätte.

Er saß meist in den Durchgängen derselben Untergrundstation in der Nähe der Rolltreppe, die zur Schalterhalle führt. Manchmal befand er sich auch vor den Stufen, von wo man zu den Bahnsteigen der S- und U-Bahn gelangt. In seinen speckigen Hut neben ihm am Boden warf ich hie und da ein paar Münzen. Der Bettler, dessen warmer Mantel schon längst löchrig, zerschlissen und zu weit war, sah mich aus seinem sonst ausdruckslosen Gesicht dessen Manchaessen an. essenE

Die ängstliche Frau

Es war ein Mann, der hatte eine Frau und die Frau hatte Angst. Sie hatte Angst vor dem Leben und sie hatte Angst vor dem Tod. Sie fürchtete den Lärm der Stadt, wie die Einsamkeit des Landes und sie erschrak vor dem Dunkel der Nacht. Panisch war ihre Angst vor Schlangen, die es nicht gab in ihrer kleinen Stadt und bei jedem Schmerz fürchtete sie Krankheit, die ihr das Ende verhieß und beinahe täglich trieb sie die Sorge um, in Armut zu geraten, weshalb sie emsig sparte und kein Geld unnütz ausgab. Auch war sie gottesfürchtig, doch machte die Hälfte dieser Furcht der Gedanke aus, es könnte Gott nicht geben und die andere Hälfte der Gedanke, es könnte ein grausamer Gott sein. Ihre größte Furcht unter allen aber war, er, ihr Mann, könne sie verlassen, denn sie liebte ihn sehr.

Drei Jahre waren der Mann und die Frau verheiratet und da sie beide Arbeit hatten und da sie kaum etwas ausgaben, hatten sie bald genug Geld beisammen, sich ein kleines Haus am Rande der kleinen Stadt zu kaufen. Die Frau war sehr glücklich wegen des Hauses, hatte sie doch nun eine kleine Heimat, deren feste Steine ihr große Sicherheit versprochen. Und obendrein sparten sie künftig die Miete, welche die Frau stets nur mit größtem Widerwillen an den Vermieter, welcher ein Prasser war, ausgezahlt hatte.

Gerne hätten sie zu dem Haus noch ein Kind gehabt, um den Steinen Leben zu schenken, um die Sache vollständig zu machen. Doch auch nach einigen Jahren hatte sich eine Schwangerschaft nicht eingestellt und beide hatten die Hoffnung fahren lassen. Und in der verlorenen Hoffnung fasste die Frau den guten Mann in einer ihrer bangen Stunden an seinen kräftigen Armen und drang tief in seine Augen. Wirst du mich nun verlassen? Du wolltest immer einen Sohn, ich weiß es wohl. Ich aber habe ihn dir nicht schenken

können. Du wirst mich verlassen! Der Mann drückte ihre Hand. Ich liebe dich und ich bleibe bei dir, ob wir ein Kind haben oder keines. Du bist meine Frau. Hab keine Furcht. Sie aber meinte, in seinen treuen Augen Trauer lesen zu können und fortan fühlte sie sich seiner kaum mehr sicher und rechnete nicht mehr auf die Tage, die er bei ihr geblieben war, sondern auf die Tage, die er noch bliebe.

Doch er ging nicht und lebte und arbeitete weiter und freute sich seines Hauses wie seiner Frau, ohne daran zu denken, es könne ihm etwas fehlen. Und jeden Morgen, während er sein Brot aß, um sich für den Tag zu rüsten, las sie ihm aus der Zeitung vor, von den schweren Schicksalen, die es hineingeschafft hatten, und zu jedem dieser Schicksale sagte sie: Wie furchtbar. Und in diesen zwei Worten maß sie ihr Leiden ab, für den Fall eines Falles und jedes Mal stimmte der Mann ihr zu: Wie furchtbar. Sich nichts weiter dabei denkend, als dass es furchtbar sei.

Eines Morgens las sie in der Zeitung von einer Krise. Sie erzählte ihm davon und sagte: Unser beider Arbeit ist in Gefahr. Wir werden sie verlieren. Doch er beruhigte sie: Sie war sicher in der Vergangenheit, sie wird es sein in der Zukunft. Habe keine Angst.

Doch dieses Mal behielt sie Recht und der Mann und die Frau verloren ihre Arbeit. Und da nun mehr abfloss als hinzukam, wurde ihr Gut immer geringer und wie sie nachrechnete, war sie ganz verzweifelt und wollte nichts mehr essen, dass es nicht noch weniger werde, und schlief nicht des Nachts vor lauter Sorge und davon wurde sie krank.

Da lag sie in ihrem Bett und fragte ihren Mann, ob er sie nun verlasse, da sie nichts mehr hätten als sich selbst und das kleine Haus und sie krank sei und ihm von sich nichts mehr geben könne. Der Mann aber strich ihr über das Haar und küsste die

fiebrige Stirn. Ich liebe dich und bleibe bei dir, ob du krank bist oder gesund, reich oder arm. Habe keine Furcht. Doch wiewohl er sie nie belogen hatte, zweifelte sie an seinen Worten und drückte flehentlich seine Hand, denn ihre Angst war so groß. Dann wurde sie schwach und schlief ein.

Als sie wieder aufwachte, stand auf dem Nachttisch ein Strauß Blumen und auf dem Boden ein Krug frischen Wassers. Und das Haus war gemacht und ihr Mann war noch da, denn er brachte ihr Essen. Sie fasste seinen Arm und fühlte gut, dass auch er mager geworden war und eine Träne rann ihr die Wange hinunter, denn sie liebte ihn sehr.

So wurden die Wochen zu Monaten, bis die Frau eines Morgens aufwachte und spürte, dass sie gesund war. Da kam der Mann und drückte seine Frau und küsste sie mitten auf ihren Mund und beide weinten vor Glück.

Es war inzwischen, wie die Krankheit der Frau, auch die Krise vorübergezogen und der Mann fand bald neue Arbeit und kurz darauf auch die Frau. Und sie verdienten gut, gar besser als zuvor und sie konnten sich manches leisten, was sie in Maßen auch taten, denn die Frau hatte in ihrer Sparsamkeit ein wenig nachgelassen. Und im zweiten Jahr nach der Krise taten sie eine Reise und die Reise ging an das Meer. Beide hatten sie das Meer noch nicht gesehen und der Mann genoss das Wasser sehr und schwamm so weit hinaus, dass man ihn vom Ufer kaum mehr ausmachen konnte. Die Frau jedoch blieb alle Tage am Strand und schwamm nicht einen Meter, aus Angst vor dem, was sie nicht sah. Und am Strand lag sie unter einem großen Schirm, der sie der Sonne verbarg, denn sie hatte gehört, die Sonne mache krank.

Den Urlaub am Meer wiederholten sie künftig alle zwei Jahre. Ebenso gleichmäßig, wie ihr übriges Leben verlief. Denn noch immer las die Frau ihrem Mann am Morgen aus der Zeitung vor und noch immer erschrak sie am Abend vor dem Dunkel der Nacht. Und wenn sie in den Spiegel blickte und eine neue Falte in ihrem Gesicht ausmachte, fürchtete sie stets, ihr Mann könne sie verlassen, nun des Alters wegen. Doch der Mann dachte nicht daran.

Eines Nachts wachte die Frau auf, weil ihr der Magen im Innersten weh tat. Sie weckte ihren Mann. Der legte seinen Arm um ihre Schultern und tröstete sie und die Frau konnte wieder einschlafen. Den nächsten Tag ging sie in das Krankenhaus, wo man sie lange untersuchte – einen ganzen Tag und einen halben. Und drei Tage später kam der Arzt und sagte ihr: Krebs. Noch sechs Wochen – sagte er ihr. Vielleicht weniger.

Und die Frau ging zu ihrem Mann und sie weinten beide den ganzen Tag und die ganze Nacht. Dann pflegte der Mann seine Frau noch einmal. Doch aus den Wochen wurde kein Monat mehr. Und also lag die Frau eines Morgens leblos in ihrem Ehebett.

Der Mann schloss ihr die Augen und küsste die tote Stirn. Mein Leben lang galt dir meine ganze Liebe, wie meine ganze Angst. Du hast mich verlassen, doch ich bleibe bei dir. Und er legte sich neben sie und fasste sie fest bei ihrer Hand.

Bastian Wilke

wurde 1980 in Andernach geboren. Er studierte Jura in Heidelberg und arbeitet derzeit als Rechtsanwalt in Bonn. Dies ist seine erste Veröffentlichung.

Die Witwe mit ihrem Hündchen

Unsere Tante Anna war Geschäftsführerin und Innungsmeisterin. Am Graben in dem schönen hellen Salon „Zur goldenen Schere“ in einem alten denkmalgeschützten Haus arbeitete sie unermüdlich als Schneidermeisterin. Eines Tages erlebt sie folgende Geschichte.

An einem Montag kommt Frau DI¹ Medizinalrat, die alte Witwe des HC. Stadtmedicus Dr. Herbert Cermank, seines Zeichens Professor an der Universitätsklinik.

Sie bringt ihren Hund mit, für den Anna ein fesches Mäntelchen machen soll. Es ist ein alter dicker kleiner Bulldoggen-Rüde, welcher fett ist und gräßlich stinkt.

Aber sie hebt ihn auf den Zuschneidetisch. Anna holt ein Metermaß und misst bei ihm den Rücken, Bauch, Schulterhöhe, Halsweite, Brustumfang.

Es ist alles anders als im Vorjahr. Die Witwe meint, er - das Putzi - müsse schön gekleidet sein; sie fahren nämlich nach Mallnitz (Kärnten) auf Kur. Da kommen auch andere Hündchen hin - er will ja einigen Hundedamen gefallen.

„Welchen Stoff will er denn für sein Mäntelchen?“ fragt Anna.

„Natürlich leicht, luftdurchlässig, vielleicht längsgestreift aus einem Baumwoll-Polyacryl-Elastan-gemisch“, meint Frau Medizinalrat.

Auf dem Zuschneidetisch liegt ein grüner sehr dunkler Wollstoff, welcher dem „Putzi“ anscheinend nicht gefällt. Er fängt zu kläffen an, springt zu dem aufgerollten Stoffballen hin und ist so unverschämt und kotzt alles voll. Nun stinkt der ganze Salon wie nach Jauche.

„Madame Czermark, das ist das Grauslichste, was Ihr Hunderl je hier im Geschäft gemacht hat. Was glauben Sie, wer das wegputzt? Der Stoff ist doch sehr wertvoll.“ Aus einem Nebenraum, der eigentlichen Werkstatt, eilt der Lehrbub Thomas herbei und räumt den

angespienenen Stoff weg, gibt ihn in ein Zeitungspapier. Macht das Fenster weit auf.

„Danke“, sagen beide Frauen wie aus einem Munde. Anna muß sich hinsetzen, sie ist ganz blass im Gesicht geworden.

Nach einer Weile sagt sie: „Frau DI Medizinalrat Czermark, wenn ich nicht schon für den Herrn Professor gearbeitet hätte, würde ich ja nie für'n ‚Bulldoggi‘, Ihren Putzi, maßgeschneiderte Anzüge nähen. Das ist kein Geschäft, wo ich was dabei verdiene. Viel Arbeit, es macht mir keinen Spaß mehr. In Zukunft werde ich sehen, ob ich dem Bulldoggi überhaupt Maß nehme. Er wird von Jahr zu Jahr frecher und hält sich nicht gerade.“

Anna holt von der Ablage drei Stoffballen, bringt sie in Sichtweite und legt diese auf den Zuschneidetisch. Putzi schnuppert an dem in sich gemusterten gelbbeigen Stoff und hebt sein Haxerl, er will, na ihr wißt schon.

„Aus, aus, Putzi, was fällt dir ein, aus.“ Der alte Köter bekommt von seinem Frauerl einen Klapps, aber fast zärtlich macht sie das. So ein Stinktief, denkt Anna und fragt: „Was soll es denn für eine Ausstattung haben?“

Da sagt die Witwe: „Er hat beim Tierarzt bei einem anderen Hund einen Salz/Pfeffer so Art Hoserl und Jackerl gesehen - da war er ganz verwirrt und confusio. Hat dauernd geschnuppert und freudig geknurrte. Wollte hinten auf ihn drauf springen, aber der andere Hund war auch ein Männchen und hat sich weggedreht.“

Anna meint: „Gnädige Frau, so ein Gwandler macht ihn ja zum Entertainer, schaut außerdem zu affig aus. Viel zu jugendlich für Ihren Putzi. Will er denn wie ein junges Afferl ausschauen?“

„Ja, mir ist es nicht recht, wenn er so anziehend und jugendlich daherkommt, weil er ist ein Hunde-Don Juan und deswegen rennen ihm dann alle Hundedamen nach. Auch die niederen Rassen wie Cockerspaniel, Setter,

¹ DI = Diplomingenieur

Foxterrier, Beagle und Deutsche Schäfer. Ein einfaches Deux Piece (Anzug) wäre da angebrachter, aber nicht zu altmodisch.“ Sie will nicht noch einmal erleben, daß Putzi vielleicht gar schlampig dahergeht wie’s beim alten Professor in den letzten Jahren üblich war.

(Der stinkende Kater hat ordentlich zugenommen, denkt Anna, nach dem dreht sich kein Weibchen um, niemals.)

Anna war ganz benommen und müde geworden. Sie sagte, die alte Witwe solle in drei, vier Wochen wieder kommen, aber da müßte der ‚Putzi‘ abgespeckt haben – „sonst können Sie die Urlaubsgarderobe bei einem anderen Schneider fertigen lassen“.

Nun wurde Frau Czermank derart blaß und taumelte zum nächsten Sessel hin. – Sie wußte ja, daß eine andere Schneiderei im 1. Bezirk nicht in Betracht käme, denn jeder lehnt beim ersten Blick auf ihren Bullidoggi ab – aber auf Kur müßte er auf

jeden Fall mitkommen, koste es was es wolle.

Als Anna kurz in den Spiegel sah, bemerkte sie drei weiße Haare an ihrer Schläfe, welche sie in der Frühe noch nicht hatte.

Sie brachte der alten Czermank ein Glas Wasser und sagte höflich: „Sie müssen jetzt gehen. Ich habe in Bälde einen Arzttermin und wie gesagt, wir sehen einander wieder, aber nur mit einem schlanken Putzi.“

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichtungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

WINTERLIED

Auf den Zweigen des Kirschbaums
wachsen die Mauern aus Schnee
immer noch weiter.
Die Meisen und das einzelne Rotkehlchen
reißen sie wieder ein,
aber es ist nicht das, was sie wollen.
Sie springen hinein
wie in weiße Federbetten.
Zum Jauchzen und Juchhen ist für sie der Schnee.
Das Einreißen der Mauern
ist nur die unbeabsichtigte Folge
ihrer Lust, sage ich mir
am warmen Fensterplatz,
wohl wissend, dass nichts von dem stimmt,
was mir mein poetischer Geist einhauchen will.
Weder sind das Mauern noch Federbetten,
und die Meisen und das einzelne Rotkehlchen
haben anderes zu tun, als zu Jauchzen
und zu Juchhen, denn das Futter wird ihnen
knapp werden und außerdem...
Aber trotzdem springe ich auf von meinem Platz,
wie auch die Vögel aufhüpfen von den Zweigen,
und hacke meine Worte
in die Tastatur, wie sie ihren Schnabel
in die Rinde des Kirschbaums.
Sie suchen nach Maden,
ich pfeife darauf.

(30.11.10)

Manfred Kern

*geboren 19.9.1956 in Rothenburg o.d.T., aufgewachsen auf einem Bauernhof in Wettringen
(Landkreis Ansbach), Ausbildung zum Buchhändler in Würzburg, lebt in Coburg; bisher 8
Buchveröffentlichungen, 1 CD (www.habbag.sternturm.de)*

ATTENTION

Drum prüfe, wer sich „ewig“ bindet
Weil D a u e r gern zählebig schindet

Und diese quälend öde Plackerei
Mischt Mißmut in den Lebensbrei

Drum wäge, wer sich „Treue“ schwört
Ob er nicht „Freiheiten“ begehrt

Denn wie mit andern coolen Sprüchen
Landet man leicht in Teufels Küchen

Schmorst D u erst einmal in der Hölle
Entschwinden dir des Lebens Felle

Ratlos beschleunigt sinkt dein Hier
Und Du klemmst ausgebrannt - in Dir!

geschrieben
April 2008

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension: „Wildwechselzeit – Tagebuch einer Beziehung“ von Norbert Sternmut

Dieses Buch ist eine schriftstellerische Reflektion über die Krebsdiagnose und -krankheit. Hier spricht jemand, der sich auszudrücken vermag, für die sprachlosen Leidensgenossen. Der Held lebt und fühlt im Augenblick, wird zerrissen zwischen Authentizität und Schein. Der Unterschied zwischen beiden verwischt sich ohnehin. Eine Kindheit mit Peitschenschlägen, eisige Winter, früher Tod des Vaters, lebensgefährlicher Krebs mit 21, kurz vor dem Abitur. Die Brücke dazwischen damals und heute fehlt, wird auch in der Therapie nicht rekonstruiert als sei dies zwecklos.

Handelt es sich bei diesem Roman um ein Tagebuch? Und bei der beschriebenen Beziehung um eine Beziehung oder um eine Affäre? Der Autor stellt seine Worte bereits in Frage, bevor der Satz beendet ist. Er beschreibt eine Therapie, die angeblich nie stattgefunden hat, eine Entwicklung, die vielleicht nur erfunden ist. Manchmal spricht der Autor den Leser auch direkt an: „Marie wird gleich anrufen. Schade, dass ich Ihnen ihre Stimme nicht vorspielen kann.“ Erzählt von Frauen, die in Wirklichkeit anders heißen – falls sie überhaupt existieren. Johanna (die Ehefrau), Marie (die Geliebte), aber auch Ellen, Sofie, Charlotte, Manuela, Maike. Es geht hier nicht um Realität, sondern um Gefühle. Um wechselhafte Gefühle.

Dieses Buch versucht gleichzeitig wahrhaftig und authentisch zu sein und doch zu verschleiern, wo es authentisch ist und wo erfunden. Dieser ständige Kampf, sich selbst und die anderen Figuren des Buchs zu anonymisieren, zu verschleiern, welche Sätze aus einem echten Tagebuch stammen und welche von einem Schriftsteller, der ein Tagebuch mimt, das macht das Buch schwer lesbar. Wer

Wahrheiten und unverfälschte Wirklichkeit sucht, wird enttäuscht. Vielmehr findet er Fragen. Ein ständiges Auflehnen gegen alles: „gegen die innere Abhängigkeit, die Angst vor den Mitmenschen und vor allem, die Angst vor sich selbst“. Die ruhelose Suche „nach der eigenen Innerlichkeit, vorbei an manchem Zweifel, innerer Schwäche, ein Versuch zur Stabilität, Klarheit, zum Bewusstsein, durch Täler, über Berge, immer wieder neu der Versuch, zu sich selbst zu kommen, sich selbst besser zu verstehen, sich selbst zu finden“.

Vielleicht sind es des Lesers Fragen, die hier aufgeworfen, aber nicht beantwortet werden. Vielleicht aber auch ist er froh, sich selbst gefunden zu haben und solche Fragen nicht stellen zu müssen. „Ich denke, ich bin durchaus auch ein Kunstprodukt, ein Gesamtkunstwerk. Es besteht die Gefahr, dass ich aus jeder inneren Regung Kunst mache! [...] Als müsste ich alles zu Kunst verbraten, was mir geschieht. Wie ich stets aus den Schmerzen Gedichte produziere. Es ist eine Art innere Weltverwüstung. Und am besten verwurste ich, was sich mir als Schmerz oder Angst in den Weg stellt.“ Erlebt Norbert Sternmut absichtlich Extreme, um darüber schreiben zu können? Oder ist es sein Romanheld, der dies tut? „Ich weiß noch, dass ich damals zu Marie sagte, dass ich es tun müsse, lieben und leben, weil ich Künstler wäre, weil ich die Abgründe der menschlichen Seelen beschreiben will und also eintauchen muss auch in diese Hölle aus Ausweglosigkeit und Scheitern.“ „Gut, ich sollte mir darüber bewusst werden insgesamt, damit ich nicht die Krankheit suche, um darüber schreiben zu können.“

Obwohl mich der Autor tief ins Innere blicken lässt, frage ich mich, in wessen Inneres? In eine Kunstfigur oder doch ihn selbst? Für mich macht es einen Unterschied, ob eine Geschichte wahr und authentisch ist oder ausgedacht. Lässt der Autor mich wirklich an sich heran? Mich irritiert sein Versteckspiel. Auch sprachlich bleibt er kühl, so dass ich ihm nicht nahe komme. Und was ist das überhaupt für eine Liebe? Marie ist krank, aber sie sagt ihrem Geliebten nicht, wie es ihr geht. Er macht hin und her, will er Marie oder doch nicht? Oder gleich ein Kind mit mir? Oder doch lieber ein Kind von Charlotte? Mir erscheint dieses Buch als ein verwirrendes,

schmerzhaftes Durcheinander, auf das sich einzulassen nicht einfach ist..

Norbert Sternmut,
1958 in Stuttgart geboren, lebt in Ludwigsburg bei Stuttgart. Seit 1980 ca. 90 Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, zahlreiche Buchveröffentlichungen (Romane, Lyrik, Theater) in verschiedenen Verlagen.
www.sternmut.de

Wiesenburg Verlag, 2011
gebundenes Buch, 230 Seiten
ISBN 978-3-942063-25-8

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Knall auf Fall allein – Vom Verlassensein“ von Jürgen Ludwig und Julia Schunk (Herausgeber)

Diese Anthologie mit Kurzgeschichten und Erzählungen beschreibt alle Varianten, wie man verlassen werden kann und wie man mit diesem Alleinsein umgeht. Das Ende von Beziehungen und Liebe tritt ein durch Trennung oder Konkurrenz, aber auch durch den Tod. Vielleicht muss jemand aus einer Beziehung ausbrechen wie der Schmetterling den schützenden Kokon verlässt. Vielleicht lernt der eine oder die andere etwas aus der Einsamkeit. Wut und Selbstmitleid lassen sich bis zum Letzten auskosten. Auch andere zwischenmenschliche Beziehungen enden oder ändern sich. Die Tochter zieht aus, ein Baby stirbt.

Insgesamt handelt es sich um ein vielseitiges, anregendes Buch, das die

Facetten der Einsamkeit beleuchtet. Jeder Text erschafft eine eigene Welt und spricht eine eigene Sprache, so dass das Buch von der ersten bis zur letzten Seite immer neue Entdeckungen bietet. Die Geschichten sind poetisch bis ironisch, gefühlvoll oder auch bitterböse. Immer jedoch betont die stille oder laute Einsamkeit den Wert zwischenmenschlicher Beziehungen. Sogar besser als es ein Band voller Liebesgeschichten könnte.

Taschenbuch, 144 Seiten, 2011
Cenarius Verlag, www.cenarius-verlag.de
14,80€
ISBN 978-3-940680-19-8

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Bruderfeindschaft“ von Inga Agneta Matusall



Eine schlichte, grausame Geschichte über wortkarge Sachsen und Wikinger hat Inga Agneta Matusall geschrieben, angereichert mit stimmungsvollem Lokalkolorit: Es riecht nach den Holzbohlen der Wikingerhütten, offenen Feuerstellen, nassem Gras, Pferdeäpfeln und Männerschweiß.

Tjaard, der grausame Sachsenkönig, möchte mit Erik von den Murvå-Wikingern Handel treiben. Seine beiden Boten, Ingo und Ingolf, erscheinen erst suspekt, insbesondere der mürrische Ingo mit seinen schwer erklärbaren Schnittverletzungen am Bein. Sie warnen die Wikinger vor ihrem eigenen Herrn und wollen so bald wie möglich zurück kehren. Doch Unwetter und schließlich der Winter zwingen sie zum Bleiben. Sie leben mit

den Wikingern und es entspinnen sich herzliche Freundschaften. Als schließlich Siegfried, Tjaards Sohn, bei den Wikingern auftaucht, geht es um Leben und Tod, und Ingo muss sein Geheimnis lüften.

Das Buch ist ideal für Jugendliche, die Mittelalterluft schnuppern und die rauen Sitten der Sachsen kennen lernen wollen.

Inga Agneta Matusall wurde 1985 in Hensted-Ulzburg geboren und lebt in Hamburg. Im Jahr 2003 absolvierte sie ihr Abitur und arbeitet heute in der Kundenbetreuung in einem chemischen Analyselabor. Diese Geschichte hat die Jungautorin bereits mit 14 Jahren verfasst, doch erst vor kurzem überarbeitet. Mittlerweise feilt sie bereits an einem neuen historischen Roman.

2A Verlag, Akademie freier Autoren e.V. ,
2011

Taschenbuch, 91 Seiten, 8,60€
ISBN 978-3-929620-45-0

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	31.07.2011	01.08.2011	15.08.2011
Name	Holzhäuser Heckethaler 2011	Deutscher Cartoonpreis	KULTURZONE-Wettbewerb
Genre	Prosa	Cartoon	Unveröffentlichter Text
Thema		Ins Netz gegangen	umdumpler - was ist das?
Umfang	bis zu drei Prosatexte, je max. 5 Normseiten	ein bis drei Farbkopien (keine Originale) oder als Datei (max. 1 MB)	Max. 3 Seiten
Form	Achtfache Ausfertigung; anonym mit Kennwort; persönliche Angaben (Kennwort, Titel der Geschichte, Name, Geburtsdatum, Adresse, Telefonnr, E-Mail, Kurzbiografie, Kurzbibliografie sowie wie Sie auf den Wettbewerb aufmerksam geworden sind) in verschlossenem Umschlag, der dieses Kennwort trägt	geistreicher Humor, Originalität und Ideenreichtum	In dreifacher Ausfertigung oder per E-Mail; Name, Alter, Adresse, E-Mail, Telefon und eventuell eine Vita. Einwilligung zur Veröffentlichung bzw. Aufführung des Beitrags und zur Annahme der Teilnahmebedingungen. Wichtig sind Datum und Unterschrift.
Preis	1.) 500€ 2.) 300€ 3.) 200€ Anthologie-Veröffentlichung der besten Geschichten	die besten 20 werden online veröffentlicht; 1.) 1000€ 2.) 500€ 3.) 250€ Preisverleihung auf der Frankfurter Buchmesse	Aufführung und Veröffentlichung der besten Texte
Teilnehmer	Entweder 14-30 Jahre oder ab 50 Jahre	Zeichner/innen, die bis Oktober kein eigenes Cartoonbuch veröffentlicht haben	Kategorie u (unter 16 Jahre) und Kategorie ü (über 16 Jahre)
Veranstalter	Holzhausen am Reinhardswald	Frankfurter Buchmesse und Carlsen Verlag	Kulturzone Verein
einsenden an	Glasmuseum, Frau Monika Rudolph, Kennwort „Holzhäuser Heckethaler bis 30“ oder „Holzhäuser Heckethaler ab 50“, Am Bahnhof 3, D-34376 Immenhausen	Carlsen Verlag, Stichwort: Deutscher Cartoonpreis 2011, Postfach 500 380, D-22703 Hamburg cartoonpreis2011“at“ carlsenverlag.de	KULTURZONE e.V., Grenz 10, D-17291 Randowtal
nähere Informationen		www.carlsen.de/web/presse/newsitems/2011/03_28_DeutscherCartoonpreis_2011	www.kultur-zone.de/schreibwettbewerb2011.htm Tel.: +49-39857 39151

Datum	20.08.2011	26.08.2011	30.08.2011
Name	„Eberhard“ - Barnimer Preis für Texte der Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik	Lise Meitner Literaturpreis	Jugendliteraturpreis der deutschen Landwirtschaft
Genre	Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik (unveröffentlicht), (keine Sachtexte)	Prosa (unveröffentlicht)	Kurzgeschichte
Thema	Wildwuchs	Technik und Geschlecht, Geschichte der Technik und Naturwissenschaft, Studium an einer Techn. Universität, Gefahren, Alternativen und Visionen	2084 - schönes, neues Landleben
Umfang	Max. 7 Seiten	max. 3 Texte pro Autorin, je max. 30 Seiten.	max. 14.000 Zeichen inkl. Leerzeichen
Form	Arial 12 Punkt, 1,5zeilig; anonym und 7-fach; auf gesonderten Blatt (doppelt) Name, Kurzbiographie, Anschrift und Telefonnr	Anonym, vierfach, biographische Informationen und Adresse einmal extra beilegen	Schriftgröße 12, 1,5-zeilig; Titel der Geschichte, Zeichenzahl, Name und Adresse, ggf. Pseudonym, E-Mail, Telefonnummer
Preis	2500€	2200€	5000€ Veröffentlichung der besten Geschichten; Preisverleihung Januar 2012 bei der Internat. Grünen Woche in Berlin
Teilnehmer	alle (erwachsenen) deutschsprachigen Autoren/innen	Nur Frauen	
Veranstalter	Brandenburger Landkreis Barnim		Deutscher Bauernverband und der Verein information.medien.agrar
einbringen an	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Am Markt 1, D-16225 Eberswalde	Frauenreferat der HTU, Kennwort "Lise Meitner Literaturpreis", Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1040 Wien	Per E-Mail an: ewa.bursch@ima-agrar.de
nähere Informationen	+49-(0)3334/214-1255 kulturverwaltung@kvbarnim.de	www.lisemeitnerpreis.at/helga.gartner@tuwien.ac.at	www.jugendliteraturpreis.de/index.html Ewa Bursch, information.medien.agrar e.V., Wilhelmsaue 37, D-10713 Berlin, Tel. +49-30 / 81 05 602-0, www.ima-agrar.de

